

Chaim Noll
Die Stille am Morgen
nach dem Krieg

Novelle

XS-Verlag

1. Auflage 2024
Originalausgabe

© XS-Verlag, Berlin 2024

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert, verarbeitet oder verbreitet werden.

Satz und Umschlaggestaltung: Silberstein Produktion
Fotografie: Frédéric Beaumont
Druck: CPI
Printed in Germany

ISBN 978-3-944503-26-4

In der Nacht zum Freitag erwachte sie vom Angstgeschrei einer Katze im Feigenbaum vor dem Haus. Sie sprang aus dem Bett, lief die Treppe hinunter in den Garten und sah einen großen, sandfarbenen Hund, hoch aufgerichtet, mit den Vorderpfoten auf einen Ast gestützt, nach der Katze schnappen. »Ich habe nicht nachgedacht«, sagte sie später. Sie griff sich einen der Bambusstäbe, an denen wir die jungen Bäumchen befestigen, riss ihn aus der Erde und schlug damit nach dem Eindringling. Er ergriff sofort die Flucht. Vom Lärm im Garten war auch ich erwacht, lief ans Fenster und sah das sandfarbene Tier durch die dämmerige Straße jagen, in langen Sätzen Richtung Wüste. Schneller als jeder Hund. Im Passgang. Ein Wolf.

Eigentlich sind Wölfe in dieser Gegend nichts Besonderes. Doch für geborene Städter wie uns bleibt der Wolf ein Symbol des Schreckens. Das beherzte Vorgehen einer Frau gegen einen Wolf ist nach unserem Gefühl eine Heldentat. Und so erzählte ich die Geschichte am nächsten Tag unseren Enkeln. Die Enkel holen mich Freitag abends in meinem Haus ab, um mit mir zur Synagoge zu gehen. Die Synagoge ist zehn Minuten Fußweg entfernt, und sie mögen es, wenn ich unterwegs etwas Interessantes erzähle. Also schmückte ich die Geschichte ein wenig aus. Schilderte in aller Ausführlichkeit, wie ihre Großmutter, noch ehe ich überhaupt richtig wach war, allein in den Garten lief und den Wolf attackierte. Und wie ihn dann Leila von Libermans gegenüber, eine den Kindern bekannte, dicke alte Hündin, verfolgte, außer Atem, kläffend, japsend, mit

unglaublicher Schnelligkeit – noch nie, sagte ich, hätte ich das träge Tier so außer sich gesehen. Die Jungs lächelten bei dieser Schilderung, sie kannten Leila wie jeder in unserer Nachbarschaft, meist liegt sie im Garten ihrer Besitzerin, einer aufs Rentenalter zugehenden Kinderärztin, und verschläft den Tag.

Die Enkel äußerten Bewunderung für ihre Großmutter. Gadi, der jüngere, begann seinerseits eine Geschichte zu erzählen. Er reagiert oft auf diese Weise: Indem er erst zuhört und dann selbst etwas zum Besten gibt. Er wusste von einer »schrecklichen Raubkatze in Mizpe Ramon«, die dort Touristen überfiel, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie dieses gefährliche Tier einem Mann das gebratene Hühnerbein aus der Hand riss, das er essen wollte. »Dabei ist es eine junge Katze«, sagte er. »Sie ist noch klein. Der Mann fand sie niedlich. Deshalb hat er nichts gemacht, als sie auf seinen Schoß gesprungen ist. Er hat sie sogar gestreichelt. Doch sie ... schwupp! Schnappt sich das Hühnerbein und weg ... Und der Mann wurde von allen ausgelacht, auch von seiner Frau und seinen Kindern ...«

Unsere Straße ist zur Wüste offen, nur zweihundert Meter von unserem Haus entfernt geht sie in Sand über, verliert sich, löst sich auf. Ein Morgen im Winter. Ich stehe auf, wickle mich aus dem Schlafsack, gehe zwei Schritte zum Fenster. Wir können hier, in diesem überraschend fruchtbaren Wüstensand, wunderbare Gärten anlegen. Wenn wir genug Wasser geben, in einem über den Garten verteilten komplizierten System aus Plastikschläuchen. Aus meinem Schlafzimmer im ersten Stock sehe ich Palmen, Zitronenbäume, blühende Büsche. Die wuchernden Passionsfrüchte, die jetzt, mitten im Winter, Früchte tragen. Zwischen

grünen Blättern leuchten gelbe Zitronen, orangefarbene Pampelmusen. Vögel fliegen zwischen den Kronen der Bäume, erfüllen den Garten mit ihrem friedlichen Lärm.

Wenn es uns gut geht, verlieren wir die Gefahr aus den Augen. Die einfache Wahrheit, dass unser Glück den Neid von weniger glücklichen Nachbarn erregt. Man könnte unser Leben »idyllisch« nennen. Wir leben auf dem Land, ruhig und sicher. Unser Vorort ist weit genug von der Stadt entfernt, um Stille und Behaglichkeit auszustrahlen, allmähliches Gedeihen, üppiges Wachstum von Pflanzen und Kindern. Man kann stundenlang laufen, durch Wüste und Farmland, durch Berg und Tal, über Hügel – jetzt im Winter zart begrünt – und künstlich angepflanzte Wälder. Dabei hat man das Gefühl, sich unbedroht durch eigenes Gebiet zu bewegen. In Wahrheit sind wir keine dreißig Meilen von Gaza entfernt.

Also verbietet sich das Wort »Idylle«, denn wir leben stets am Rand eines Krieges. Nur wenige Kilometer entfernt herrschen Armut und Unwissen, eine seltsame, im eigenen System befangene Unfähigkeit, die Angelegenheiten des Lebens in einer nach unseren Vorstellungen vernünftigen, erfolgversprechenden Weise zu regeln. Es ist nicht so, dass wir immer daran denken. Auch nicht, wenn wir in den Zeitungen davon lesen, wenn von den Drohungen der Hamas-Führer die Rede ist oder von denen des großmäuligen Scheichs Nasrallah im Norden, wenn das Heimatfront-Kommando zum Instandhalten der Schutzräume aufruft und die überall aufgedeckten Mängel der »inneren Sicherheit« beklagt. Solche Meldungen bringen uns nicht mehr in Bewegung – daran haben wir uns längst gewöhnt. Wir reagieren eigentlich erst, wenn die Sirene heult.

Ihr Heulton geht durch Mark und Bein. Für alle, die weit entfernt vom nächsten Schutzraum sind, zu Fuß, im Auto oder im Zug. Sofortiges Verlassen der Fahrzeuge, Suche nach einem irgendwie gearteten Schutz. Dann ist die Sirene der Auslöser von Hast und Panik. Auch für uns, falls wir irgendwo unterwegs sind, fern vom Schutzraum in unserem Haus. Notfalls soll man sich in einen Straßengraben werfen oder hinter der Betoneinfassung der Fahrbahn Schutz suchen. Die Bewohner von Gaza haben keine Schutzräume. Es gibt hunderte Tunnel, aber nicht für die Bevölkerung, nur für die Kämpfer der Hamas. Warum nicht für Frauen und Kinder? Mousa Abu Marzuk, einer der Führer der herrschenden Organisation Hamas, erklärte kürzlich in einem Interview, dafür fühle sich seine Organisation nicht zuständig. Obwohl sie in Gaza regiert. Aber unter »Regierung« und »Staat« versteht man im traditionellen Islam etwas anderes als im Westen. Regieren heißt vor allem: Gewalt und Kampf. Nicht »Fürsorge für die Mitbürger« – ein ins Arabische unübersetzbares Konzept. Außerdem, so Abu Marzouk, wären die meisten Gazaner nicht ihre Leute, sondern »Flüchtlinge«. Und um die müssen sich die Vereinten Nationen kümmern.

Abu Marzouk lebt übrigens nicht in Gaza, sondern im sicheren Emirat Katar, einige Tausend Kilometer entfernt. Wie ein Schachspieler opfert er die kleineren Figuren seinen strategischen Erwägungen. Der Tod von ein paar Hunderttausend Menschen, sagt er im gleichen Interview, sei ein angemessener Preis im heiligen Krieg. Außerdem sei Sterben für Allahs Sache das größte Glück aller wahrhaft gläubigen Muslime.

Diese Denkweise ist uns so unbegreiflich, dass wir sie nicht ernsthaft in Betracht ziehen. Wir finden sie verächtlich und

feige, nennen sie »fanatisch« und »inhuman«. Wir haben es mit einem Gegner zu tun, der uns mysteriös und undurchschaubar bleibt. Was nicht ungefährlich ist. Wir können uns noch so sehr bemühen, wir werden einander nie verstehen. Wir können miteinander Handel treiben, Geschäfte machen, aber wenn ich ehrlich bin, werde ich nie begreifen, was sie antreibt, woher dieser Hass auf alles Andersartige kommt, dieser Wahn der Männer, Blut vergießen zu müssen, diese Mitleidlosigkeit, auch untereinander, diese Gleichgültigkeit gegenüber Gewalt, diese Stumpfheit und Schicksalsgläubigkeit.

Gegen zwei Uhr morgens wurden wir von der Sirene geweckt, standen rasch auf und liefen, so schnell es ging, die Treppe hinunter, in den bombensicheren Raum im Souterrain. Wir waren zu müde, uns aufzuregen. Der nervtötende Ton der Sirene schien die Gedanken zu lähmen, sogar die Gefühle. Wir saßen einige Minuten unten im Souterrain und warteten. Bis irgendwo in der Wüste, nicht weit von uns, die Einschläge der Raketen zu hören waren, bum, bum, bum.

Es war nicht das erste Mal. Zunächst kamen gelegentlich Geschosse von dort, dann wurden es mehr. Inzwischen schießen sie Salven. Ein halbes Dutzend Raketen auf einmal. Das Aufstehen in der Nacht ging nicht ganz so schnell, wie es sollte. Es gab einen Augenblick, da blieb ich auf der Bettkante sitzen, mitten in der Bewegung. Ein Gedanke schoss mir durch den Kopf: Das gibt es nicht. Es darf nicht sein. Wir haben Frieden. Es kann nicht sein, dass ich hier sitze, von einer Rakete bedroht.